

Kein gewöhnliches Hotel

Autor(en): **Steenken, Eduard H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **95 (1969)**

Heft 9

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-508603>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Kein gewöhnliches HOTEL

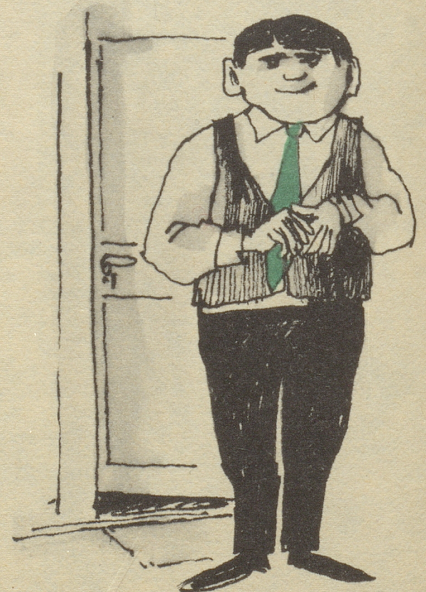
Eduard H. Steenken

Es ist alles teurer geworden. Das erkennt man nicht nur an den kleinen, oft so hübsch und adrett gemalten Preisschildern von der Cervelat bis zum Pianoforte, sondern auch an den Hotelpreisen. Was letztere betrifft, so führen diese noch einen ganzen Rattenschwanz netter kleiner Beträglein im Gefolge, die, zusammenaddiert, die Rechnung fühlbar belasten. Ich jedenfalls, der kürzlich gezwungen war, in einer Ortschaft unseres lieben Vaterlandes zu übernachten, habe meine Erfahrungen gemacht. Die offizielle Liste, die mir da mit einem scheinheiligen Lächeln am Bahnhof ausgehändigt wurde, wimmelte nur so von kleinen Sternchen, Pünktchen und Querstrichen hinter den markanten Zahlen.

Unter den Hotels und Pensionen der dritten Klasse stieß ich auf den guten alten Namen «Du Soleil». Die beste Gasthaustradition schien sich mir mit diesem Namen, der ja in allen Sprachen unseres Kontinents wiederkehrt, zu verbinden, und ich machte mich getrost auf den Weg, der mich unter schönen Arkaden hin in die Altstadt führte. Nach einigen Irrwegen durch gotisch ernste schwarze Gassen, fand ich schließlich das bezeichnete Hotel, eingeschachtelt zwischen hohen, uralten Häusern, am Ende eines finsternen Platzes, vor. In der kleinen Portierloge zur Rechten, mit grünen, gekrausten Vorhängen und einer halb vertrockneten Palme neben dem gedrechselten Pult aus der Zeit des Matthias Claudius, saß kein Portier, wie es sich doch gehört, sondern nur eine dicke, aufgeplusterte Katze, die mich träge und mißtrauisch anblinzelte. Ein Bild in verblaßten Oelfarben zeigte eine bechernde Tafelrunde,

die um schäumende Bierkrüge saß. Das Getränk leuchtete so gelb und frisch, daß mir das Wasser im Munde zusammenlief.

Nachdem ich viermal eine kleine elektrische Schelle mit der freundlichen Aufschrift «Sonnez s. v. pl.» in Betrieb gesetzt, erschien endlich ein feierlich gekleideter Herr mit schwarzen Beinkleidern und einer Art Samtweste, über die eine giftgrüne Krawatte herabhing, händereibend und mit einem sehr freundlichen Lächeln, sich tausendmal entschuldigend, daß er nicht eher abkömmlich gewesen. Sein Schädel war sehr platt, aber er trug eine solche Fülle schön gekämmten Haares darüber, daß man ihm augenblicklich verzeihen mußte.



Natürlich seien Zimmer frei, sogar ein schönes in diesem Moment, das nach der Gasse, der malerischen, zugehe und das er mir sofort anweisen würde. Er setzte zu diesem Behufe wieder die Klingel in Bewegung, nach deren wiederholtem Läuten endlich ein hagerer, hustender Diener erschien, stumm und mürrisch, und mich das dunkle Stiegenhaus hinaufführte.



Das Zimmer war müde und traurig wie ein altes, verwelktes Parfüm. Neben dem Lichtschalter hing ein großes Schild, auf dem ganz klein und in windschiefen Lettern gekritzelt war: «Spart mit dem Licht.» War-



um, sagte ich mir, redet dieser Mann vom Sparen, wenn er selbst für diese paar Mauseichen so unästhetisch viel Karton verbraucht?

Doch ich war müde, entledigte mich gähnend meines Mantels und suchte einen Haken, an den ich ihn hängen konnte. Es war fatal, Haken existierten nicht, ich konnte meinen forschenden Blick in alle Winkel senden, es gab nur Löcher, große und kleine, an der Tür, an der Decke und an den Wänden. Der Himmel mochte wissen, auf welche Weise diese vielen Löcher entstanden waren. Einige hatten blasse bläuliche Ränder, andere waren mit Kitt verklebt, aber das machte die Sache nur noch mystischer.

Ein ominöser, alter Schrank stand in der Ecke, dessen Tür ich nur mit größter Mühe

öffnen konnte. Ein ungenauer Geruch, süß und wenig angenehm, wallte mir entgegen. Irgendwie erinnerte mich das an gewisse Erfahrungen in Italien, doch ich war zu müde, um diese Erfahrungen mir klarer vors Auge zu bringen und hing Mantel, Veston und Shawl kurzerhand ein. Der schlecht geputzte Boden knarrte, als seufzte unter ihm die Seele dieses alten Hauses. Eine Weile hielt ich vor dem Bett. Ein kleiner Trost: das Leinen war weiß und frisch; es zauberte mir das Bild einer gütigen Krankenschwester vor Augen und ich dachte, es wird mich rasch mit seinem unschuldigen Duft ins Land des Vergessens tragen.

Der Schalter befand sich neben der Wasserleitung. Von dort mochten es drei Meter bis zum Bett sein, dessen Lage ich mir genau merkte. Darauf löschte ich das Licht, lief zum Bett hinüber und legte mich mit einem hörbaren Aufatmen in seine weiße Frische.

Ich sank in die Kissen – o wie schön war es so zu sinken – doch zum Teufel, es hörte nicht auf damit, es sank immer noch, ganz lautlos und rätselhaft, bis mich die Bettlade wie ein Gatter umgab. «Eine Falle ...!» durchschloß es mich wie ein Pfeil und mein Herz hämmerte.

Doch es ereignete sich nichts weiter. Ich lag da, hörte meinen Atem und eine ägyptische Finsternis umgab mich.

Plötzlich wußte ich, was dieser Geruch aus dem Schrank von vorhin bedeutete. So rochen auch die billigen italienischen Herbergszimmer in Cremona, Palermo, Kalabrien. Kleine gewisse Tierchen waren das oder konnten es jedenfalls sein. Es gelang mir, aus dem Bett herauszukommen, nicht ohne vorher mit dem Kopf gegen die Stirnwand zu schlagen, so daß es mir einen Augenblick lang vor den Augen wetterleuchtete.

So, da stand ich und setzte mich gleich darauf in Richtung des Schalters in Bewegung. Das heißt, ich glaubte an den Schalter zu gelangen, geriet statt dessen aber an die Türklinke. Ich überlegte nun ernsthaft. Rechts mußte die Wasserleitung sein, links eine kleine Kiste. Ich schlich wie ein Indianer an der Wand entlang, betastete eine Reihe von den unheimlichen Löchern und stand endlich vor dem Wasserbecken. Die Wand drüber fühlte sich zundrig und zerrissen an. Zu meinem Erstaunen entdeckte ich zuerst einen Haken und dann den Schalter. Klick, es gab Licht. Helles, blendendes Licht, die strahlende Freundin der Ordnung und der Uebersicht. Die Kleidungsstücke wurden aus dem Schrank genommen und an dem soeben entdeckten Haken aufgehängt. Danach stieg ich wieder ins Bett. Es sank und sank, bis es nahezu den Boden erreicht hatte. Ich atmte tief, dachte an einen Eisbären, doch der Schlaf, der herrliche, kam nicht. Ich

zählte, addierte, subtrahierte, ich wurde wacher und wacher. Plötzlich fiel mir meine Brille ein. Hatte ich sie zuletzt neben der Wasserleitung abgelegt oder auf der Fensterbank. Skrupel, Zweifel, Verdacht, jagten sich.

Die Seele muß Ruhe haben, dachte ich und erhob mich von neuem. Diesmal geriet ich zuerst an den Schrank, was ich mir durchaus nicht erklären konnte. Er schien im Dunkel ein merkwürdig breites Format anzunehmen. Ich glaubte eine halbe Minute an seiner Tür vorbeizutasten. Ein wahrer Rübezahlschrank, ging es mir durch den Sinn. Merkwürdig, ich tastete weiter und kam wieder ans Bett. Endlich aber, nach einer mit frischem Mut begonnenen neuen Expedition, hatte ich die Tür und spürte nach einer Weile den kalten Stein des Waschbeckens. Ich glaube, daß der Schein eines richtigen kleinen Forscherglücks über mein Gesicht lief. Tuck – helles Licht und da war auch meine Brille. Sie lag friedlich auf dem Tisch. Diesmal aber bannte ich den trügerischen Spuk des totalen Dunkels. Ich stieß hinter dem Fenster die mit Papp verklebten Holzläden auf und begrüßte die Nacht mit dem weißen Licht des Mondes.



Als ich wieder im Bett lag, hatte ich sein kugeliges, humoristisches Antlitz gerade vor mir. Es stimmte mich irgendwie milde, ich verzieh lächelnd der Matratze, dem Schrank, den vielen Löchern, der unästhetischen Mausschrift des Hoteliers. Der Lichtschalter funkelte im Mondlicht und die Brillengläser auf dem Tisch funkelten auch, als wollten sie sagen: Wir Dinge, stumme Diener eurer menschlichen Ansprüche, sind immer an unserm Platz. Still und ergeben. Habt Vertrauen zu uns. Und so entschlief ich ...